

Baron von Salbern lachte spöttlich.

„Wir werden ja sehen, wer den Sieg behält.“

„Ich werde mit dem Freiherrn Egon von Niedheim selbst sprechen. Ich denke, er wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Er wird Sie hinauswerfen lassen!“ rief der Rittmeister erbost. „Wagen Sie es nicht, meinen Onkel noch mehr zu reizen! Er ist ohnedies wütend auf Sie!“

„Lassen Sie das meine Sorge sein und jetzt — gehen Sie!“

„Nicht eher, als bis Sie mir auf Ehrenwort erklären, jeden Verkehr mit Marianne von Niedheim abzubrechen!“

„Ha, ha, damit Sie dem Kinde sagen könnten, ich habe die Verlobung gelöst. Das wird nie geschehen! Ihre Bemühungen sind umsonst, mein Herr!“

Hellborn wandte sich kurz um und verließ das Zimmer. Baron von Salbern blieb in ohnmächtiger Wut zurück. Er schüttelte drohend die Faust.

„Nicht eher, als bis Sie mir auf Ehrenwort erklären, jeden Verkehr mit Marianne von Niedheim abzubrechen!“ knirschte er. „Wenn ich Marianne nicht besitzen kann, so wirst Du Dich ebensowenig ihrer freuen dürfen, — dafür werde ich schon sorgen! Noch ist nicht aller Tage Abend!“

Krachend slog die Türe ins Schloß. Salbern stürmte davon.

Den nächsten und den darauffolgenden Tag konnte Hellborn trotz allen Wartens, trotz allen Spähens die Geliebte nirgends entdecken. Es wollte ihm doch fast bange werden, und immerfort fragte er sich: „Was sie nur mit dem Mädchen gemacht haben? Ob Marianne krank ist? Oder hat sie mich wirklich aufgegeben?“ Doch sofort verwarf er diesen Gedanken wieder. „Mein tapferes, mutiges Mädchen“, lächelte er, „ich will nicht an Dir zweifeln.“

Am dritten Tage erschien Grollmann im Förstehaus. Er brachte einen Brief von Marianne. Ungestimmt riß Hellborn den Umschlag ab und las:

„Mein geliebter Klaus! Man hat mich eingeschlossen, um mich gefügig zu machen. Wir können uns vorläufig nicht sehen. Dir widerstrebte ja stets die Heimlichkeit unseres Verkehrs; denn Deine Ehrenhaftigkeit litt darunter. Wir wollten uns einige Zeit meiden, aber was man Dir auch gesagt haben mag, — glaube es nicht! Ich bin Dir treu und liebe nur Dich allein. Ich war in verzweifelter Stimmung, weil ich glaubte, aus Dankbarkeit gegen den Baron seinen Neffen heiraten zu müssen, um seinen Herzenswunsch zu erfüllen. Doch jetzt bin ich ruhig. Mein Lebensglück kann ich nicht zum Opfer bringen. Harre aus, mein Geliebter, ewig können sie mich nicht gefangen halten! Es wird auch für uns die Stunde des Glückes schlagen. Einweilen gab man mir Bedenkzeit; aber meine Antwort würde ewig so lauten: Ich werde keinem andern Manne zum Altare folgen als Dir! Ich lasse mich nicht zwingen. Und schleppete man mich mit Gewalt zum Altare, ich würde auch dort noch „nein“ sagen. Aber eines fordere ich von Dir: Komme nicht ins Schloß um mit dem Freiherrn zu sprechen. Du würdest nur Aerger und Verdruß davon haben; und helfen würde es doch nichts. Und dann noch eins: Hüte Dich vor Salbern. Er ist Dein Todfeind. Ich kenne seine tödliche, rachsüchtige Natur, die vor nichts zurückschreckt. Ich habe furchtbare Angst vor seiner Gewalttätigkeit. Sollte Dir der Rittmeister einmal „zufällig“ im Walde begegnen, weiche ihm aus! Ich sehe Dich an, tue es um meinetwillen! Er verfolgt einen bestimmten Plan, ich sehe es ihm an. Denke, daß Dein Leben mir gehört, achte darauf! Ich würde sterben, wenn Du mir genommen würdest! Nun soll ich fort von hier, soll reisen; sie hoffen, daß ich in der Ferne Dich leichter vergessen werde. Ich gehe nicht. Ich will wenigstens in der Nähe bleiben. Gib mir Antwort durch Grollmann. Ihm kannst Du vertrauen; er ist treu und verständig. Im Geiste bin ich bei Dir! Immer und ewig Deine Marianne.“

Der junge Oberförster drückte hastig das Blatt an seine Lippen, als er es zu Ende gelesen.

„Meine Marianne“, flüsterte er innig, „mein liebes, tapferes Mädchen! Ich wußte es ja, daß Du mir treu bleiben würdest!“

Dann reichte er Grollmann die Hand und sagte bewegt: „Ich danke Ihnen, daß Sie zu uns halten.“

Er umschloß die Rechte des Alten mit festem Druck. Dieser lächelte.

„Für unser Baroneßchen tute ich noch viel mehr. Es ist ein gutes Mädchen, und Ihnen vergönnte ich sie von Herzen.“

Der Oberförster seufzte bekümmert.

„Schwere Kämpfe wird es kosten, bis ich mein Kleinod mir erringe. Borecht sehe ich gar keine Möglichkeit. Und dann, was habe ich dem Mädchen zu bieten? Einen einfachen, bürgerlichen Namen, bescheldene Verhältnisse. Ist sie nicht berechtigt, mehr zu fordern? Wird sie einst nicht bereuen, eine solche Wahl getroffen zu haben?“

Grollmann schüttelte den Kopf.

„Unser Baroneßchen weiß schon, was es tut. Quälen Sie sich doch nicht mit solchen Gedanken, mein lieber, junger Freund! Ich wollte, das Mädchen wäre erst Ihre Frau.“

„Das wollte ich auch“, lächelte Hellborn.

## VII.

Eine ältliche, vernachlässigt aussehende Frau hatte sich eines Tages im Dorfe beim Bürgermeister eingefunden und um Armenunterstützung gebeten. Sie gab an, daß sie im Orte heimatberechtigt sei, und als sich herausstellte, daß die Alte die Marie Burghardt, die ehemalige Amme vom Schlosse war, da wies man ihr eines der letzten, halbverfallenen Häuschen am Ende des Dorfes als Wohnstätt an.

Einige der älteren Dorfbewohner erkannten die Fremde und meinten: „Wie alt ist doch die einst so hübsche Marie Burghardt geworden! Und wie verwahrlost sieht das Weib aus! Kaum wiederzuerkennen. Es scheint ihr recht schlecht gegangen zu sein.“

Sie ging den Dorfbewohnern ängstlich aus dem Wege, als schämte sie sich ihres wenig vertrauensweckenden Aus-

sehens. Man fürchtete sich auch fast vor ihr. Die runzligen Züge, die tief in den Höhlen liegenden Augen, ihr schenes Wesen, kurz alles deutete darauf hin, daß sie eine abenteuerliche Vergangenheit hinter sich haben mußte. Das etwas aufgebunzene Gesicht mit der stark geröteten Nase ließ ahnen, daß diesem Weibe, der einst so hübschen Frau des Dieners Burghardt, auf ihren Irrfahrten auch der Alkoholgenuss nicht fremd geblieben war. Sie sah beinahe aus wie eine Hexe. Das spärliche Haar war schon völlig ergraut und hing wirr und ungeordnet in die von tiefen Furchen durchzogene Stirn. In ihren Augen blitzte es auf, als sie erfuhr, daß der alte Freiherr Egon von Niedheim oben auf dem Schlosse noch am Leben sei. Besonders Interesse schien die Alte den Bewohnern des Förstehauses entgegen zu bringen, denn sie erkundigte sich angelegentlich nach ihnen.

Ein lauer, friedlicher Sommerabend hatte sich auf die Landschaft herabgeseigt. Die untergehende Sonne vergoldete das Dach des still und einsam daliegenden Förstehauses. Auch im Innern desselben herrschte Stille und Ruhe, — die Ruhe des herannahenden Todes. Klaus Hellborn sah am Sterbelager der Mutter. Er hielt die Hand der abgekehrten Frau in der seinen und konnte es nicht verhindern, daß ihm ein paar schwere Tränen über die Wangen rollten. Eben noch war der Doktor dagewesen und hatte einige Anordnungen getroffen, die der Kranken Erleichterung schaffen sollten. Klaus sorgte, daß alles genau befolgt wurde. Unaufhaltsam, aber scheinbar schmerzlos und friedlich ging der durch lange Krankheit zerstörte Körper der Auflösung entgegen.

Leise kam die Magd herein und flüsterte dem Oberförster zu, daß eine Frau, die sich Marie Burghardt nenne, Frau Hellborn zu sprechen wünsche.

Der junge Mann entgegnete bestimmt: „Schicken Sie die Frau nur wieder fort, Anna, meine Mutter kann niemand empfangen, sie ist sehr schwach.“

„Das habe ich auch schon gesagt“, antwortete die Magd, „aber die Person, von der man sich fast fürchten könnte, will sich durchaus nicht abweisen lassen. Sie hat gehört, daß Frau Hellborn sehr krank sei und behauptet, sie müsse unbedingt in einer sehr wichtigen Angelegenheit mit ihr reden.“

„Das geht aber jetzt nicht“, sagte Klaus etwas ungeduldig.

Die Magd entfernte sich, kam aber bald darauf mit dem Bescheid zurück, daß die Frau auf ihrem Verlangen bestehe.

Sauft löste Klaus seine Hand, welche die Kranke fest umspannt hielt. Die bleiche Frau schlug die Augen auf.

„Was ist?“ fragte sie leise.

„Beruhige Dich Mutter“, gab Klaus bittend zurück, „eine fremde Frau ist draußen, die Dich unbedingt sprechen will, — wahrscheinlich eine Bettlerin. Ich werde ihr etwas geben und sie fort schicken.“

„Eine fremde Frau?“

Die Kranke schien sehr erregt zu sein.

„Was will sie von mir? Wie sieht sie aus?“

Frau Hellborn legte die schmalen Finger an die feuchte, bleiche Stirn, als dächte sie über etwas nach.

„Wenn die Frau wichtiges zu erzählen hat, so soll sie morgen wiederkommen, hörst Du Klaus, — morgen früh, — heute bin ich so müde, — ich möchte schlafen, — morgen wird es vielleicht besser mit mir sein, — sage ihr das Klaus, — morgen!“

Der Oberförster lächelte schmerzlich und trübe; er wußte, daß es morgen zu spät sein würde; denn der Arzt hatte ihn auf das Schlammste vorbereitete und erklärt, daß die Kranke die Nacht nicht überleben würde. Klaus trat hinaus, um der draußen stehenden Bescheid zu sagen. Die Frau mit dem wirren grauen Haar und den durchdringenden auf ihn gerichteten Augen kam ihm fast unheimlich vor. Sie musterte den stattlichen, hochgewachsenen Mann mit neugierigen Blicken. Dann lachte sie leise in sich hinein.

„Also das ist er! — Es freut mich, daß Sie ein so schöner Mann geworden sind!“

„Was wünschen Sie denn eigentlich?“ fragte Klaus.

Die Frau schien seine Frage überhört zu haben, sie sah ihn nur immerfort an.

„Also Sie sind der Oberförster Hellborn? Ihr Vater war Steuerinspektor und lange tot und Ihre Mutter ist jetzt schwer krank?“ fuhr sie dann fort.

„Halten Sie mich nicht lange auf, liebe Frau“, entgegnete Klaus mit leichter Ungeduld. In der Annahme, die Fremde habe es auf ein Geldgeschenk abgesehen, zog er seine Börse hervor.

„Doch die Frau wehrte ihm: „Ich will nicht betteln, — nein, — nein, — ich wollte nur Ihre Mutter um etwas fragen. Wir kennen uns nämlich von früher her. Sie werden erstaunt sein, wenn Sie erfahren, auf welche Weise wir bekannt wurden. Hat Ihre Mutter Ihnen nie erzählt, daß einmal eine Frau mit einem Kinde zu ihr kam und daß die Frau dann ohne das Kind wieder fortging, weil Ihre Mutter es durchaus behalten wollte?“

Klaus Hellborn schüttelte den Kopf. Er vermochte nicht klug zu werden aus den Reden der Fremden, die rasch fortfuhr:

„O, an die Marie Burghardt werden Sie denken Ihr Leben lang. — Ich könnte Ihnen eine interessante Geschichte erzählen. Schon dreißig Jahre trage ich das Geheimnis mit mir herum, und ich habe geschwiegen, — aus Angst, — aus Furcht, — man könnte mich einsperren. Aber nun rede ich, nun kann ich nicht länger mehr warten, ich will es dem stolzen Baron von Niedheim in's Gesicht schleudern, wie ich mich an ihm gerächt habe dafür, daß er kein Erbarmen hatte mit meinem armen Mann, der doch unschuldig war!“

Klaus Hellborn hörte nur mit halbem Ohr zu. Seine Gedanken weilten bei der kranken Mutter und er trachtete von dem unheimlichen Weibe so bald als möglich loszukommen.

„Wozu erzählen Sie mir das alles?“ fragte er ungeduldig und wandte sich zum gehen.

„Wozu? Na, das werden Sie bald begreifen. Die Geschichte geht Sie sehr viel an. Gehen Sie zum Baron gehen und ihm alles entdecken, wollte ich noch mit der Frau Hellborn sprechen, ich könnte vielleicht ihr Zeugnis nötig haben. Aber jetzt, nachdem ich Sie gesehen, bedarf es dessen wohl nicht mehr. Der Baron wird mir auch so glauben müssen. Sagen Sie — hat der Freiherr von Niedheim Ihnen schon einmal gegenübergestanden?“

Klaus konnte seine Ungeduld kaum mehr bezwingen.

„Ja!“ stieß er kurz heraus.

„Und was sagte er, als er Sie sah? Fiel ihm an Ihnen nichts Besonderes auf?“

„Ich weiß es nicht mehr; — doch — ich glaube, er sprach allerlei von seinem Sohn, — so, als ob ich demselben ähnlich sähe, ich erinnere mich dessen nicht genau, weil ich nicht darauf achtete.“

„Also — das wollte ich nur wissen“, nickte die Alte befriedigt, „ich dachte es mir, — ja, es geht oft recht merkwürdig zu in dieser närrischen Welt!“

Fortsetzung folgt.

## Der alte Dessauer

ein paar Stündchen als Landesvater.

Humoreske von E. König.

(Nachdruck verboten.)

In den siebziger Jahren machte ich zu Dessau die Bekanntschaft eines Polizei-Kommissars, eines jovialen Herrn, welcher in der berühmten Apotheke wohnte, aus welcher die „Ame-Biese“ des „alten Dessauer“ stammte. Diefem Herrn danke ich manche interessante Mitteilung aus dem Leben des alten Haudegens, wie solche noch in der Ueberlieferung im Volksmunde leben, darunter das nachfolgende drollige Geschichtchen:

Im Schlosse zu Dessau herrschte reges Treiben; denn der Alte war angekommen. So nannte nämlich die Dienerschaft und so mancher Bürgermann der guten, kleinen Residenz Dessau den Fürsten Leopold, der als königlich preussischer Feldmarschall sich damals meist in Halle bei seinem Regiment aufhielt, und der, wenn er einmal nach Dessau kam, dort alles in Alarm setzte.

Der „alte Dessauer“, aufgewachsen in der Schule des Krieges, war eine rauhe Natur. Aus seinem wettergebräunten Gesichte blickten ein Paar Augen, welche mehr Schreck als Ehrfurcht einflößten. Mochte er auch Meister des Krieges sein, mit seinen sonstigen Kenntnissen war es schlecht bestellt. Noch heute sind von seiner Hand geschriebene Briefe vorhanden, in denen auf jeder Seite zahlreiche orthographische Schnitzer sich vorfinden; dabei hatte er die sonderbare Gewohnheit, fast in jedes Wort etliche „h“ einzuflickeln. So ersieht man ein Brief von ihm mit der Adresse: „Fhrauh Behnerahlin!“ Natürlich gebrauchte er im gewöhnlichen Leben ebensowenig, wie in seinen Briefen nicht eben die gewählten Ausdrücke; Himmelkreuzdonnerwetter war noch lange nicht das Schlimmste, und in dem erwähnten Brief an die „Fhrauh Behnerahlin“ geniert er sich gar nicht, deren Herrn Bruder geradezu einen Schmierfinken zu nennen.

Im übrigen hatte er auch manche guten Seiten, und wenn er einem alten, gedienten Soldaten helfen konnte, tat er es gern, namentlich wenn derselbe eine hübsche Körperlänge hatte. Leute von solcher Gestalt waren ihm, wie seinem verstorbenen Freunde, König Friedrich Wilhelm I., eine wahre Augenweide, und wenn er so einen „langen Kerl“ sah, der ihm zum Ganaschendienst so recht passend erschien, so mußten die Werber alles aufbieten, ihn unter die Mäskete zu bringen, wobei er, wenn's sein mußte, persönlich behilflich war und 10 bis 12 Dukaten nicht scheute, um einen Senker aus altem Riesengeschlecht für sein Regiment zu gewinnen.

Als er in Begleitung seines Adjutanten Geßau in Dessau diesesmal angekommen war, woselbst er sich an diesem Tage nur einige Stunden aufhielt, da er nach Bernburg weiterreisen wollte, mußte sofort sein Hofmeister vor ihm erscheinen und von allem, was in der Stadt und im Schlosse während seiner Abwesenheit geschehen war, rapportieren.

Wiewohl nun der alte Leopold von Dessau sonst so zu sagen beständig „gestiefelt und gespornt“ erschien, so machte er heute eine Ausnahme. Er hatte es sich in seinem Gemüthen bequem gemacht, das heißt, er ging im bloßen, blanken Hemde darin herum, was sich ganz sonderbar ausnahm, wenn man bedenkt, daß der Adjutant sowohl wie der Schloßmeister feist, wie ein Paar alte Haarzöpfe vor ihm standen und jede Frage kurz und bestimmt beantworteten.

Nachdem so manche Angelegenheit erledigt worden und der Alte so manches „Kreuzsakrament“ ausgestoßen, als er vernahm, daß die Bauern über die Jagdfrohndienste gemurrt und über Wildschäden geklagt, bat der Schloßmeister, Durchlaucht möchte bei Befehung der Stubenbezugsstelle hochgeneigtest in Gnaden auf einen armen, ehrlichen Mann Rücksicht nehmen, der Zeit seines Lebens immer sein ehrbar und gottesfürchtig gewesen sei.

„Wie lange hat er gedient?“ raunte ihm der alte Kriegsheld an.

„Gedient? Durchlaucht? . . .“

„Himmel Donnerwetter! Ich frage, wie lange der Kerl Soldat gewesen ist?“

„Halten Sie zu Gnaden, Ew. Durchlaucht! Er hatte nicht das Glück, dem Militär anzugehören.“

„Nicht? Dann mag er sich zum Teufel scheren!“

„Ich bitte Ew. Durchlaucht nochmals. Der Mann hat vier Kinder, die keine Stelle würde den Armen von mancher Nahrungssorge befreien!“

„Damit er sieht, daß der alte Leopold für die Armut noch ein Herz hat und sich freut, wenn es seinen Untertanen wohl geht, so kann er den Kerl einmal herbestellen; will sehen, was sich tun läßt!“